

149

Intro/Impressum	5
Verrückt nach dem „Verrückten“	6
Auf der Kippe	11
„Malen ist wie Atmen“	14
Gefrierendes Lächeln	18
Überragende Bauten	20
Entlarvender Leichenschmaus	24
Spaßgesellschaft	26
Winterlese - von der Liebe zu Büchern	28
Shortcuts	34



WOHER

Eine Ausstellung vom Ankommen und Weggehen

WOHIN

5.12.19 - 22.3.20 | Museum für Franken

Festung Marienberg • Würzburg



Museum für Franken
Staatliches Museum für Kunst- und Kulturgeschichte
in Würzburg

MAD

MUSEUM AM DOM WÜRZBURG



Anzeige

www.museum-am-dom.de

2020

Möge Ihr Weg gradlinig zum Erfolg führen!
Die Redaktion und die Mitarbeiter der nummer
wünschen
Frohe Feiertage und alles Gute!

Foto: Achim Schollenberger

Dezember 2019/Januar 2020

5

Intro

Da bleibt einem wirklich die Spucke weg. Falls Sie bis jetzt noch kein passendes Geschenk für die Traumfrau oder den Göttergatten Ihrer Wahl haben und es trotz dieser schönen Aussichten es ganz genau wissen wollen: Schenken Sie Ihr/Ihm doch einfach einen DNA-Test. Den Weihnachts-DNA-Sonder-Sale gibt es für nur 49 Euro! Ja, Sie lesen richtig! Das ist keine schlaue Idee des Verfassungsschutzes oder der Polizeibehörden zur Installation einer Datenbank, welche die darin Erfassten auch noch selbst finanzieren, es ist das Angebot einer privaten Firma, deren Namen wir hier schon aus Überzeugung nicht nennen werden. Diese Daten schützen wir gerne! (Wer aber suchen will, wird fündig im Privatfernsehen, schließlich haben wir es dort in einer Werbeeinblendung entdeckt.) Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten (unter aktueller Führung eines „limitierten“ Staatenlenkers mit angeblich schwedischen Wurzeln) ist dies schon länger möglich. Zum Glück wird bei uns, da wir hierzulande etwas langsam sind, diese wunderliche Sache erst seit einiger Zeit populär.

Also, für alle, die es nicht lassen können: Nehmen Sie ein Wattestäbchen und pinseln damit dem Objekt der Begierde den Mund aus. Natürlich nur wenn es schläft, sonst ist eine Überraschung dahin. Bei mit offenem Mund schnarchenden Männern sollte das kein Problem sein, ansonsten müssen Sie eben Ihre Kreativität, falls genetisch vorhanden, bemühen. Dann das Stäbchen einschicken. Bitte alles gut isoliert verpacken. Sonst kann es passieren, daß der oder die von Ihnen Beschenkten feststellen müssen, mit der Katze, dem Hund oder einem Rentier verwandt zu sein.

Vermutlich ist die Freude riesig, wenn man seine ethnischen Wurzeln in der Antarktis, Afrika, Amerika, Asien, Europa oder Ozeanien entdecken und konstatieren kann, mit Berühmtheiten wie Julius Caesar, Napoleon, Ludwig II., Nelson Mandela, Donald Trump, Cleopatra, Sissi, Mutter Teresa oder der Queen von England verwandt zu sein. Oder Sie stellen fest, auf dem Sofa neben Ihnen sitzt das gesuchte Bindeglied zwischen Affe und Mensch. Möglich ist es.

Wenn auch manche nun sagen werden: Das hab ich schon ohne Wattestäbchen vermutet. Also, frisch getestet, auf ein neues!

Die Redaktion

nummer einhundertneunundvierzig

herausgegeben vom Kurve e.V. –
Verein zur Förderung von Kultur in Würzburg

Herstellung:

kraus print u. media GmbH & Co. KG,
97618 Wülfershausen

Kontakt

nummer
c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15–17 · 97076 Würzburg
Tel.: 09 31 – 41 39 37 · www.nummer-zk.de
mail@nummer-zk.de

Redaktion und Mitarbeiter

Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.
Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],
Achim Schollenberger [as],
Eva-Suzanne Bayer, Renate Frey Eisen [frey],
Heide Dunkhase, Christiane Gaebert, Ulrich Karl
Pfannschmidt [UP], Dietmar Modes, Nik Schölzel.

Für die Inhalte der Artikel sind die Autoren
selbst verantwortlich.

Umschlaggestaltung

nach einem Konzept von Akimo

Umschlagfarbe: Pantone 186 C

Layout

Akimo

Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:
€ 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)
Gewerbliche Anzeigen:
€ 80 Viertelsteite 77,5 x 100
€ 100 Halbe hoch 77,5 x 205
€ 100 Halbe quer 160 x 100
€ 200 Ganze Seite 186 x 246
€ 250 Anschnitt/U4 186 x 246
alle Maße: Breite x Höhe in mm
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):

€ 100 HKS-Farbskala
€ 125 Pantone-Farbskala
alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft
Förderverein Kurve e.V.
€ 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft
€ 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft
€ 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte
alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.
Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,
wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.
Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung

 VR-Bank
Würzburg
Gewinstau. Zukunft. Gestaltet.



Vincent van Gogh, „Selbstporträt“, 1887, The Art Institute of Chicago, Joseph Winterbotham Collection

Verrückt nach dem „Verrückten“

„Making van Gogh. Geschichte einer deutschen Liebe“ im Frankfurter Städel

Von Eva-Suzanne Bayer

In Museumsshops, auf Nippes, Schirmen, Schürzen, Schals und Co. sind seine Motive am häufigsten zu finden und jede Ausstellung, die seinen Namen auch nur im Untertitel trägt, wird zweifellos ein Blockbuster: Vincent van Gogh (1853-1890), der Herzenskünstler und Liebling - nicht nur der Deutschen. Doch gerade in Deutschland wurde er zum Lehrer ganzer Malergenerationen, verehrt, bewundert nicht nur wegen seiner vitalen, farbintensiven, ja wilden Handschrift, die alle bis dahin gültigen Kunstkonventionen wie in einer Götterdämmerung niederbrannte. Auch wegen seines angeblich heroischen-tragischen Lebens, das er ganz seiner Kunst verschrieb und trotz permanenter Mißerfolge isoliert und verkannt weitertrieb bis in den Wahnsinn, bis in den Suizid unter krächzenden Krähen, „sur le motif“ eines abgeernteten Feldes.

So interpretierte man gern Leben und Werk des von den Niederlanden in die zehrende Sonne Südfrankreichs gezogenen Künstlers. Ein einsamer Wolf, der sich mit seinen Bildern einer dekadenten Gesellschaft entgegenstemmte. Ein Maler, der aus der Seele malte und sich und sein Leben seiner Kunst opferte. Denn Kunst ist ja nur wahr und echt, wenn sie direkt aus dem Selbst in den Pinsel (oder die Feder) fließt. Solche Mythen, geboren vor allem in der deutschen Romantik, geistern bis heute in den Köpfen herum. Nolde, der im Herzen ein Nazi war, Handke, der völkermordenden Diktatoren huldigt: Diese Kluft zwischen formidabler Kunst und ganz anders gartem Charakter - das können Deutsche schwer verkraften. Und so fiel die Legende vom monolithischen Künstlermenschen Vincent van Gogh gerade in Deutschland auf fruchtbaren Boden.

Die große Ausstellung im Frankfurter Städel „Making van Gogh“ untersucht nun mit exquisiten Bildbeispielen die Rezeptionsgeschichte van Goghs in Deutschland. Die gesamte Gartenhalle des Städels, das Untergeschoß, in dem sonst die Kunst der Moderne präsentiert wird, ist für die 50 Arbeiten von van Gogh und die 70 Gemälde und Zeichnungen deutscher Nachfolger*innen leergeräumt und umgebaut. In drei Kapiteln wird das Werk, seine Wirkung und van Goghs in jeder Hinsicht zündende Malweise von den Kuratoren Alexander Eiling und Felix Krämer untersucht. Und selbst an einem Werktagvormittag (aber auch am Nachmittag) ist es so brechend voll, daß man versteht, wieviel Liebe zu einem Künstler mit Klaustrophobie zu tun hat. Natürlich gibt es viel zu lesen. Noch mehr aber will mit Ruhe gesehen sein - aber das ist in dem Gedränge kaum möglich. Völlig erfolglos, unverstanden, ohne nennenswerte Kontakte, getrieben von seinem Genius und darüber

seelisch krank geworden - so wankt van Goghs Charakterbild durch die Kunstgeschichte. Genauerer Betrachtung hält es freilich nicht stand.

Van Gogh stellte nicht nur in Kaschemmen aus, er war auch mehrfach im „Salon des Indépendants“ in Paris vertreten, der wichtigsten Ausstellung der Avantgardekünstler, und in der berühmten Ausstellung „Les Vingt“ in Brüssel. Seine Arbeiten wurden von Kritikern durchaus lobend erwähnt und von Künstlern, wie Monet und Toulouse-Lautrec, geschätzt. Im Januar 1890 erschien in einer Literaturzeitschrift ein nahezu hymnischer Artikel von Albert Aurier, der van Gogh nicht nur in die Nähe des „Goldenen Zeitalters“ in den Niederlanden rückte, sondern auch den Grundstein für die spätere Rezeption legte: „Was sein Werk in seiner Gesamtheit charakterisiert, ist der Überschuss an Kraft, an Nervosität, an Heftigkeit des Ausdrucks ... Darüber hinaus, wie aufgrund der fast orgiastischen Ausschweifungen in fast allen seinen Bildern zu vermuten, ist er ein Fanatiker, ein Feind der bürgerlichen Nüchternheit und Kleinlich-



Der leere Bilderrahmen von Vincent van Goghs „Bildnis des Dr. Gachet“ im Depot des Städel, 2001
Foto: Holde Schneider

keit, eine Art trunkener Riese ... ein schreckliches und irres Genie, oft überragend, gelegentlich grotesk, immer am Rande des Pathologischen.“

Van Gogh reagierte peinlich berührt. Er fürchtete, eine solche Charakterisierung könne seinem Ruf als Künstler schaden und bat seinen Bruder Theo, der ihn finanziell unterstützte und dafür als Kunsthändler alle seine Werke in Kommission erhielt, dafür zu sorgen, daß Aurier nicht mehr über ihn schrieb. Auch die Hymne des Malers, Kunsttheoretikers, Schriftstellers Émile Bernard über den „trunkenen Mystiker und brünstigen Schöpfer“ hätte van Gogh wohl nicht gefallen. Als Vincent im Sommer 1890 starb und Theo ihm nur sechs Monate später nachfolgte, übernahm die junge Witwe Theos, Johanna van Gogh-Bonger, von ihrem Mann in beträchtlichen Kenntnissen des Kunstmarkts geschult, die Pflege des Nachlasses. Sie beschickte zuerst aus Paris, später aus Holland, wichtige Ausstellungen zuerst in Frankreich und Skandinavien, mit Bildern van Goghs und steuerte klug den Markt, indem sie seine Arbeiten peu à peu in den Handel gelangen ließ.

Schon Ende 1891 gab sie die Korrespondenz des Schwagers mit seinem Bruder heraus, angereichert mit Briefen an Künstlerfreunde, die über Leben und

Arbeitsweise van Goghs informierten. Darin ist belegt, wie sorgsam van Gogh seine Bilder plante und mit welch wachem Interesse er seine Zeit reflektierte. In Deutschland erschien eine Gesamtausgabe allerdings erst 1914. Während dieser Jahre war das Werk van Goghs hierzulande weitgehend bekannt und selbst er zu einer „Marke“ geworden. Gerade diese Zeit steht im Mittelpunkt der Ausstellung.

Der wirkliche Durchbruch kam 1905 mit der umfassenden Retrospektive im Amsterdamer Stedelijk-Museum, das 234 Gemälde und 197 Zeichnungen zeigte. Hierher strömten Händler und Sammler aus ganz Europa und Amerika, darunter Julius Meier-Graefe, Max Liebermann, Karl Ernst Osthaus, Hugo von Tschudi und Paul Cassirer. Schon zuvor hatte Osthaus für sein privates Folkwang Museum in Hagen einen van Gogh erworben, 1908 folgte mit dem Frankfurter Städel das erste öffentliche Museum, das das Frühwerk „Bauernhaus in Nuenen“ (1885) ankaufte. Dieses noch ziemlich realistische Gemälde in dunklen Tönen überstand auch die NS-Zeit im Museumsbesitz.

Das weitaus revolutionärere „Bildnis des Dr. Gachet“ (1890), das 1911 in den Besitz des Städel gelangte, wurde 1937 als „entartet“ beschlagnahmt, zur Devi-



Wilhelm Morgner, „Der Baum“, Museum Wilhelm Morgner, Soest Foto: Thomas Drehbusch



Vincent van Gogh, „Der Sämann“ (nach Millet), 1980 ©Kröller-Müller Museum, Otterlo, Niederlande



Paula Modersohn-Becker,
„Alte Armenhüßlerin mit Glaskugel und Mohnblumen“ (1907)
©Museen Böttcherstraße

senbeschaffung versteigert und befindet sich heute, unzugänglich für die Öffentlichkeit, in Privatbesitz. In der Frankfurter Schau hängt der leere Originalrahmen des Gemäldes. Eine weitere traurige Folge des NS-Kunstvandalismus: Vor 1914 befanden sich 150 Arbeiten von van Gogh in öffentlichen und privaten Sammlungen Deutschlands. Nach 1945 waren es nur noch rund 25 Gemälde und Zeichnungen. Die psychischen Probleme des Künstlers, die ihm zuerst Mitgefühl eingebracht hatten, wurden nun gegen ihn verwendet: „Irre“ Künstler könnten nur „irre“ Kunst schaffen, hieß es bei den Nazis. Nach der großen Ausstellung des Sonderbundes 1912 in Köln, die allein van Gogh fünf Säle mit 125 Arbeiten widmete, kannte die überschäumende Liebe der Deutschen zu diesem Künstler kein Halten mehr. Neben der Liebe wuchs freilich auch die Legende um den einsamen, nur seinem Genie folgenden Künstler - befeuert in erster Linie von dem Kritiker und Schriftsteller Julius Meier-Graefe. Neben zahlreichen Aufsätzen räumte er in seiner „Entwicklungsgeschichte der Moderne“ (1904) van Gogh den gewichtigsten Platz ein, feierte ihn gleichzeitig als „brutalen Barbaren“ und „Christus der modernen Kunst“. 1921 schickte er sein Buch „Vincent“ nach, das ab 1932 mit dem Untertitel „Roman eines Gottsuchers“ erschien.

Hier untermauerte er den Mythos vom solitären Genie - obwohl van Goghs Kunst keineswegs vom Himmel gefallen war. Er erprobte sich intensiv an Realismus, Impressionismus, Pointillismus, Symbolismus, sogar am Jugendstil, bevor er zu seinem eigenen fand und obwohl er, wie sein Briefwechsel mit Theo zeigt, unter Künstlerfreunden gut vernetzt war.

Den interessantesten Teil der Ausstellung aber bilden die Arbeiten deutscher Künstler*innen des Expressionismus, die van Goghs Wirkung auf die hiesige Kunstszene spiegeln. In den kraftvollen Farben, dem pastösen Farbauftrag, der Absage an Lokalfarben, der vibrierenden Strichführung beriefen sich alle auf van Gogh - von den Künstlern der „Brücke“ (Kirchner, Heckel, Purrmann, Pechstein, Schmidt-Rottluff, Nolde) bis zum „Blauen Reiter“ (Marc, Macke, Jawlensky, Gabriele Münter), von Christian Rohlfs bis zum jungen Beckmann oder Dix. Auch seine Vorliebe zu bäuerlichen Themen, zu Arbeiten in der Natur und auf dem Feld, die van Gogh selbst von Francois Millet übernommen hatte, machte Schule. Am perfektesten bei Paula Modersohn-Beckers „Alte Armenhüßlerin mit Glaskugel und Mohnblumen“ (1907), das sich an van Goghs Porträt der Augustine Roulin („La Berceuse“) anlehnt - und doch ganz eigenwillig ist. Wohin man in diesen Jahren blickt, überall wurde „angelächelt“ und die „van Goghiana“ erfaßte alle von Ludwig Meidner bis Wilhelm Morgner, von Josef Scharl bis Heinrich Nauen, von Peter August Böckstiegel, der ihn nahezu sklavisch nachahmte bis Theo van Brockhusen, dem sein Epigonentum den Spottnamen „Theo van Goghhusen“ einbrachte.

Van Gogh wurde kopiert (Cuno Amiet) und gewinnbringend gefälscht. Neben manchen seiner expressionistischen Adepten (Schmidt-Rottluff, Heckel, Nolde) sehen van Goghs Arbeiten freilich aus wie eine Gruppe disziplinierter Klosterschüler neben einer Horde Gassenbuben. Im letzten Raum, den Darstellungen der Sonne gewidmet, sind die Differenzen besonders eklatant. Bei van Gogh strahlt die Sonne nahezu haptisch Wärme, Leben, Einklang des Menschen mit der Natur aus. Bei den deutschen Malern wird sie ein apokalyptisches Zeichen kommender Zerstörung. Hier Kosmos, da Weltenbrand, was ja auch dem neuen Zeitgeist des beginnenden 20. Jahrhunderts entsprach. War van Gogh tatsächlich „uns allen ein Vater“ wie Max Pechstein schrieb? Vor allem lehrte er der jungen Künstlergeneration den Mut zum eigenen Ausdruck. ¶

Bis 16. Februar 2020

Auf der Kippe

Martin Kippenberger versus Neue Brave in der Bundeskunsthalle in Bonn

Text und Fotos: Christiane Gaebert

Alles sehen wollen, dabei sein, dranbleiben, unbedingt! Malen ja - aber reden ist besser, geht schneller, Ratten-Jenny, Dialog mit der Jugend, SO 36, Dortmund, Berlin, Köln, Florenz, Paris, New York, Tokio, die Welt, die 80er, die 90er, Neue Wilde, Bitte, lieber Maler male mir, Capri mit Haferflocken, Aufkleber auf dem Klo, Gemälde im Briefpapierformat, Uhu ist lecker, Pattex schmeckt auch, der Eiermann - Martin Kippenberger, sogenanntes l'enfant terrible, brannte heftig und mit kurzer Lunte.

Er kratzte und zündelte am gutbürgerlichen Geist sowie Geschmack und legte den Finger, meist gleich alle zehn, in jede erreichbare Wunde, ertrug die Welt nur mit Pegel und indem er sich in sie hineinwarf wie in einen Flashmob. Belächelt, gefürchtet, ertragen, wäre er heute ein Influencer, Vernetzter, getrieben und gejagt von seinen Höllenhunden, starb er mit nur 44 Jahren.

Die Bundeskunsthalle Bonn zeigt eine umfangreiche Retrospektive seiner Werke bis zum 16. Februar. Kippenberger war ein Workoholic, ein Nervsack, wie besessen sprang er durch die Malereigeschichte, uneitel, zerstörte Klischees und schuf vor allem Raum. Raum zum Denken und zu denken; Begriffe, Gewohnheiten, Bequemlichkeiten neu zu ordnen. Ganz nach dem Prinzip: Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's völlig ungeniert. Er scheiterte zu früh auf hohem Niveau, in den Blutkreislauf gehört nun mal Blut und kein Alkohol, überholte sich selbst, inspiriert vom Faktory-Gedanken Warhols, stellte sich auf die Seite der Kunst und nicht die des Individuums, fragte zurecht, worum es denn eigentlich ginge?

Konnte man Ende des 20. Jahrhunderts überhaupt noch malen und Anerkennung im Kunstmarkt finden? Geht es denn überhaupt um Anerkennung? Kollege Albert Oehlen behauptet, Bilder wollen gemalt werden, nimmt sich quasi selbst aus der Rolle des Initiators, wird zum Medium, malen nicht, um zu ..., sondern als unabhängiger Vorgang von Markt und Vorsatz. Es gelang einigen, den Düsseldorfer Künstlern Sigmar Polke, Konrad Lueg und Gerhard Richter mit ihrem „Kapitalistischen Realismus“, den Neo-Expressionisten, den Neuen Wilden und eben den Hetzler-Boys mit Martin Kippenberger. Doch der sagt mit 25, er sei fertig als Maler, schreibt, dichtet, performed, will Schauspieler werden, mutiert om-



Martin Kippenberger, „Martin, ab in die Ecke und schäm Dich“, 1989/90, Private Collection

nipotent zum Konglomerat sämtlich verfügbarer Ausdrucksmittel, tanzt, und inszeniert. Installiert Fake-U-Bahn-Eingänge auf grüner Wiese, schickt sich selbst in die Ecke und will vor allem nicht nach Hause. Er kreierte Gummibilder und für die Documenta, Laternen für Besoffene – woran soll man auch sonst festhalten in diesen Zeiten? Installation und Konzept bestimmen ansonsten den Markt, analoges Arbeiten wird zum Dinosaurier, den man ja museal bestaunen kann.

Der Puls rast eher durch Locations der Metropolen, da tobt der Bär und mit ihm Kippenberger. Er findet Wege, lässt malen und ist bei aller Schrägheit spürbar echt, bleibt bei allem Klamauk und Tamtam sensibel und am Herzschlag seiner Zeit, streitbar für seine Kunst! Weniger für seine Person, aber immer im Bilde, nimmt er Politik und Kulturszene und Künstlerego liebevoll böse auf Korn, entlarvt und hat Spaß. Humorvoll und nur scheinbar absurd gibt er den Kunst-Kasper in bestem Sinne, immer



Martin Kippenberger, „Heavy Burschi“, 1989/90, K21 Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen (Container mit Leinwandschrott)

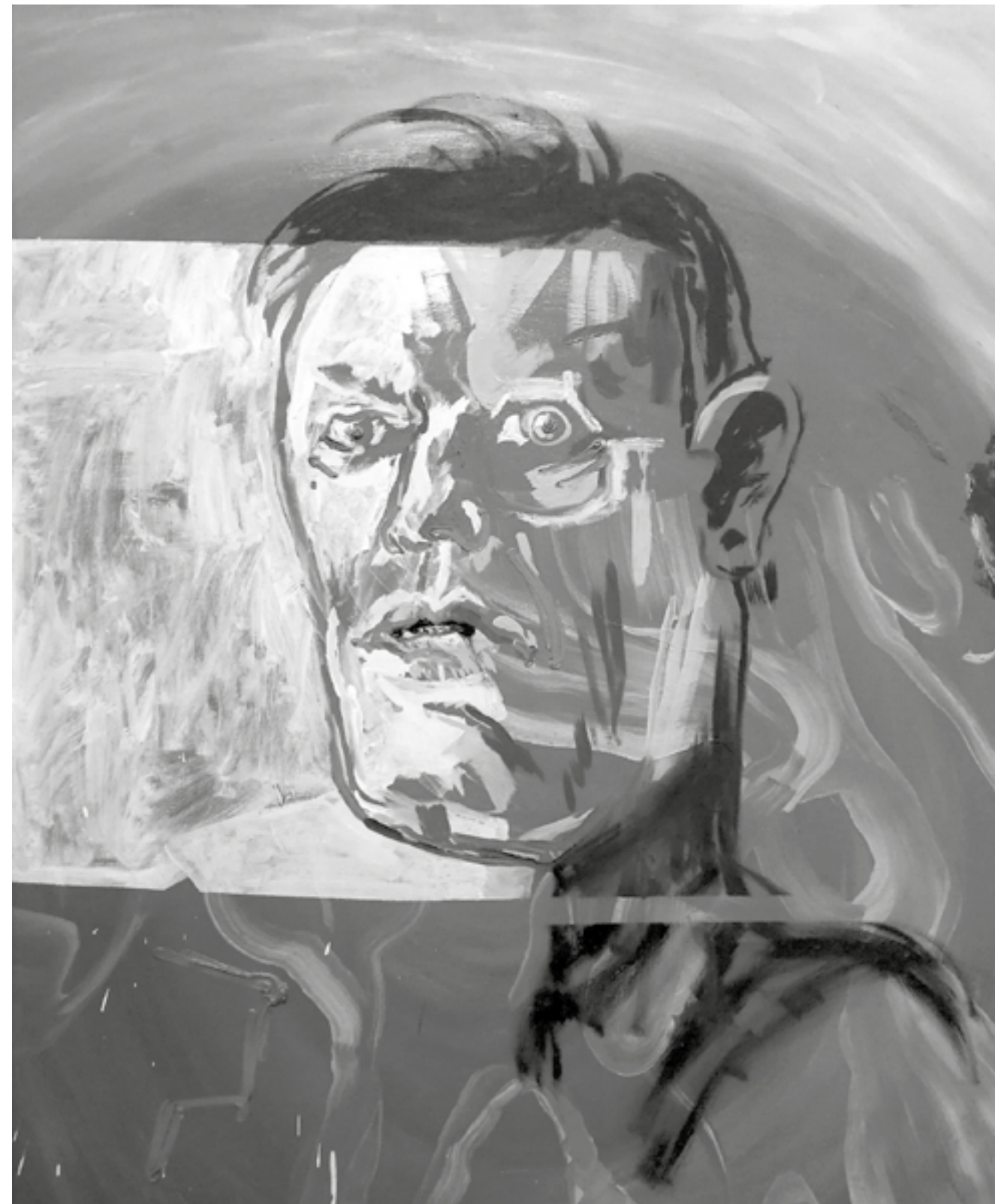
ein lachendes und ein weinendes Auge, im Angesicht des Grauens in der Welt, die er unentwegt bereist, behält er meist das letzte Wort, ein schallendes Lachen oder wenigstens ein ironisches Zwinkern.

Kippenbergers Arbeiten verlangen die genaue Beschäftigung mit ihnen, doch anders als viele Konzept-Künstler und Künstlerinnen ist er ein Material-Junkee der besten Art, der mit Haptik und Optik in den Bann schlägt und nicht nur ermüdend didaktisch den Intellekt fordert, die Betrachter schulmeister, langweilt oder überfordert und schließlich sich selbst überläßt. Kippenberger will spielen, mit-spielen, nicht allein sein. Seine Kunst ist durch und durch ein sozialer Spielplatz, ein Abenteuerlande. Kommt her und spielt mit, flüstert es durch die Hallen in Bonn.

Ganz im Gegensatz dazu die ebenfalls in der Kunsthalle Bonn aktuell ausgestellten Werke der Gewinner des Bundespreises für Kunststudierende. Die Jury erwies sich in ihrem Geschmack einhellig fade und borniert. Man fragt sich, was in den letzten 30 Jahren Hochschulpolitik und Professorenwesen oder -wesen schiefgelaufen sein könnte. Vor allem, wenn man bedenkt, daß etliche Wegbegleiter Martin Kippenbergers lehrten oder noch in Amt und Würden sind. Bierernst, scheinbar gelangweilt und schon hundertfach wiedergekaut, arbeitet man sich an modernen Medien ab und erfindet das Rad immer wieder neu. Da wundert es wenig, daß die bildende Kunst zur Floskel und zum Geschäft verkommt. Es fehlt das Leben, das Blut und der Nerv. In Deutschland erkannte man deutlich später als in Übersee die Relevanz von Kippenbergers Arbeiten.

Die Bundeskunsthalle zeigt in der Ausstellung BITTESCHÖN DANKESCHÖN einen guten Querschnitt, auch den starken Zyklus „Das Floß der Medusa“ von 1996, den er nach inszenierten Portraitaufnahmen malte. Dabei nahm er selbst die unterschiedlichen Haltungen der Schiffbrüchigen ein, fotografiert von seiner letzten Lebensgefährtin, der Fotografin Elfie Semotan. Ganz in Pose, Empathie und Pathos gefangen, wirkt er echter und unverstellter denn je, ein Jahr vor seinem Tod, der ihn sicher schon zeichnete. Er war, wer er war und konnte nicht anders – zum Glück! ¶

Bis 16. Februar 2020



Martin Kippenberger, Großes Selbstportrait mit Glotzaue, Ohne Titel, Serie: Das Floß der Medusa, Friedrich Christian Flick Collection

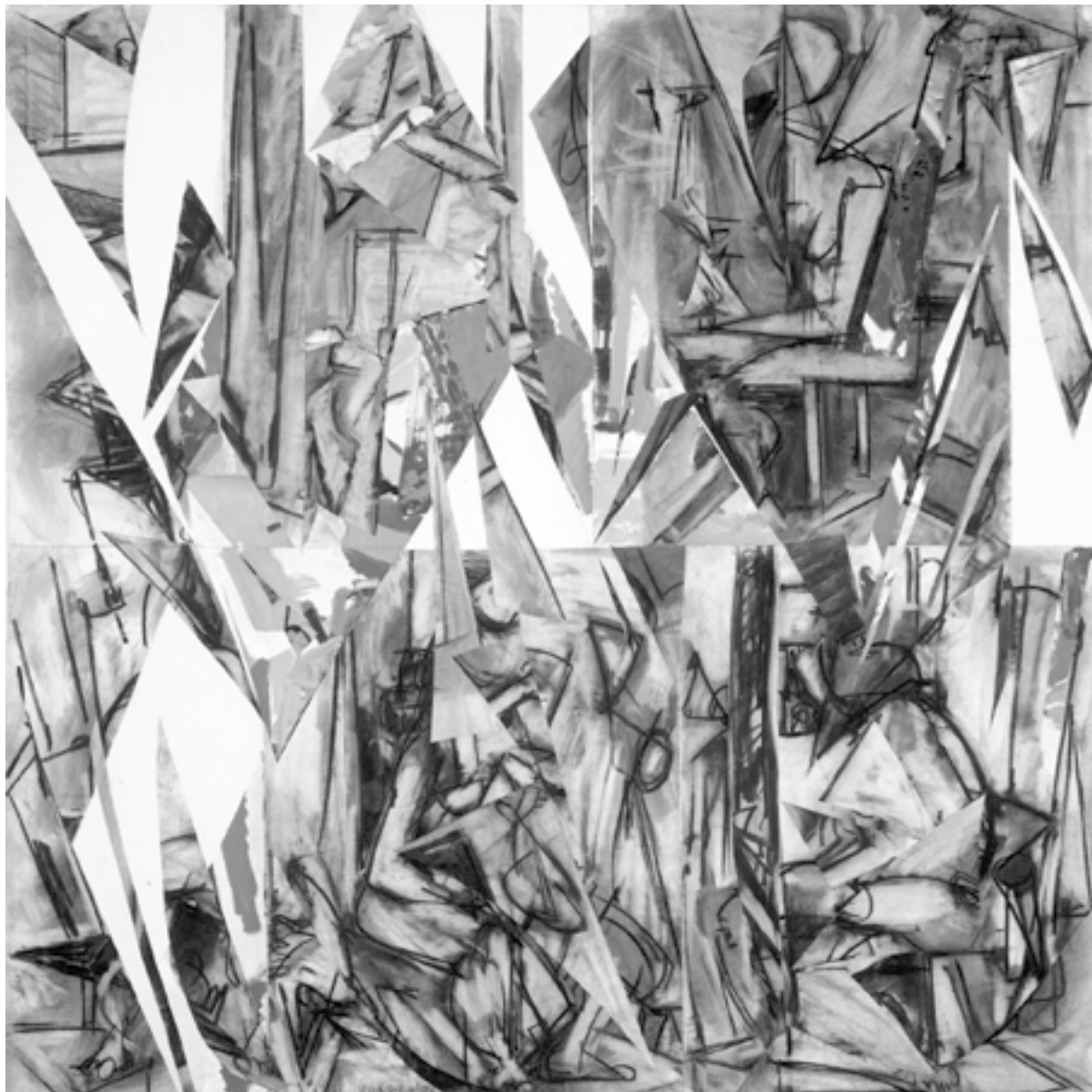
„Malen ist wie Atmen“

Lee Krasner in der Frankfurter Schirn

Von Eva Suzanne Bayer

Mit einem Genie verheiratet zu sein, ist für eine Frau kein Zuckerschlecken. Hat sie darüber hinaus noch Ambitionen, gar Talent in derselben Disziplin, in der der Gatte als das größte lebende Genie Amerikas vom nicht minder großen Lette-

Magazin hochgejubelt wird, dann hat sie richtig Probleme. Nun wird sie mehrfach mundtot gemacht: vom Rollenbild der Frau, vom bedrückenden Schatten des Ehegespons, vielleicht auch von sich selbst, weil sie meint, mit seiner Grandiosität



Lee Krasner, „Imperative“, 1976, National Gallery of Art, Washington ©Pollock-Krasner Foundation/VG Bild-Kunst Bonn 2019

weder konkurrieren zu können, noch zu dürfen. Lee Krasner, von 1945 bis zu seinem Tod 1956 mit Jackson Pollock verheiratet, entzog sich dem Dilemma, indem sie einfach ihr Ding machte und Vergleiche, schulterzuckend und selbstbewußt, ignorierte. Was ihr vor allem nach dessen Tod gelang. Die große, wunderbar ruhig und konzentrationsfördernd aufgebaute Ausstellung in der Frankfurter Schirn zeigt, welche eigenständige Künstlerin Lee Krasner ist, ja, daß sie auch im Kreis der so vielfältigen Szene des Abstrakten Expressionismus durch eine ganz eigenen Sprache auffällt. Es ist die erste ihr gewidmete Schau, die durch Europa zieht. Weitere Stationen waren und sind London, Bern und Bilbao.

Lee Krasner (1908-1984) wußte von Anfang an, was sie wollte. Als Tochter eines kleinen Obst- und Gemüseverkäufers, der kurz zuvor den Judenpogromen um Odessa entflohen war, in New York geboren, besuchte sie eine Hochschule in Manhattan, die als einzige in der Stadt einen Kunstkurs für Mädchen anbot. Den täglichen, sehr weiten Schulweg nahm sie in Kauf. Sie jobbte als Kellnerin und Aktmodell, um die Kosten für eine weitere Ausbildung zu beschaffen. Als der Münchner Hans Hofmann 1934 in New York seine „School of Fine Art“ eröffnete, bewarb sie sich erfolgreich um einen Platz, obwohl sie dessen Methode, in Schülerzeichnungen hinein zu korrigieren, verabscheute. Durch ihn lernte sie, die zuvor mit bereits verblüffender Perfektion realistische Selbstporträts gemalt hatte (sie leiten die Ausstellung ein), den Kubismus kennen, begeisterte sich vor allem für Pablo Picasso, Pierre Matisse und Piet Mondrian. Mondrian traf sie auch persönlich und durchtanzte mit ihm Boogie-Woogie-Nächte, eine Musik, die beide schätzten.

Pollock, der ihr im Gegensatz zu Mondrian beim Tanzen dauernd auf die Füße trat, begegnete sie 1936, sah aber erst fünf Jahre später Gemälde von ihm und war fasziniert. 1945 heirateten sie, kauften mit einem Darlehen von Peggy Guggenheim, einer Mäzenin des jungen Pollock, ein Schindelhaus im ruhigen Long Island. Die Einsamkeit, so fand Lee Krasner, bekomme dem schwer alkoholkranken Pollock besser als die stets verführerische Großstadt. „Ohne sie wäre ich schon lange tot“, bemerkte Pollock oft. Während der Ehe stockte Lee Krasners Karriere. Während Pollock im umgebauten Schuppen seine Dripping-Choreographien auf riesige, auf dem Boden liegende Leinwände tanzte, verzog sich Lee in eine Schlafzimmerecke des Wohnhauses und widmete sich notgedrungen kleinen Formaten. Ihre „Little Images“ bezeugen aber schon ihre Liebe zur Kalligraphie, zu rhythmischen Formen, die wie eine Geheimschrift dicht bei



Lee Krasner, Spring NY 1972, Foto: Irvin Penn, ©Irving Penn Foundation

dicht die Bildfläche überspinnen. Hinreißend auch ein Mosaiktisch aus Fundstücken, geschaffen aus einem großen Wagenrad. Ihre erste Einzelausstellung 1951 in New York war ein Flop. Wütend zerriß sie danach alle ihre Bilder, ließ die Fragmente auf dem Boden ihres nun größeren Ateliers im Obergeschoß des Hauses liegen und betrat monatelang den Raum nicht mehr. Als sie sich wieder hineintraute und die Bildruinen betrachtete, kam ihr die zündende Idee, aus den Fetzen Collagen anzufertigen und sie auf Sacktuch, schwarzem Fotopapier und Zeitungen zu fixieren.

Im Laufe ihrer langen Karriere wandte sie ein ähnliches Verfahren immer wieder an. Sie zerstörte alte Arbeiten - wie auch Aktzeichnungen für die Akademie und bei Hofmann - und recycelte sie in neuen Werken. Die vitalen, in Pink, Blau und Orange züngelnden Collagen hatten 1955 großen Zuspruch, gerade bei namhaften Kritikern. Privat ging es merklich abwärts. Pollock, vom Erfolgsdruck zermürbt, trank immer mehr und arbeitete seit 1955 kaum noch. Deshalb brach Krasner zu einer eigentlich gemeinsam geplanten Reise nach Paris allein auf. Dort erreichte sie die Nachricht, daß ihr Mann sich, seine Geliebte und Lees beste Freundin im Suff gegen einen Baum gefahren hatte. Pollock und Lees Freundin waren tot.

Mit 47 war Lee Krasner Witwe und fragte sich: „Will ich leben? Meine Antwort ist: Ja - und ich male. Malerei und Leben lassen sich nicht trennen.“ Die Gemälde aus dieser Zeit sind düster, bedrohlich und



Lee Krasner, „Palingenesis“, 1971, ©Pollock-Krasner Foundation/VG Bild-Kunst Bonn 2019. Courtesy Kasmin Gallery, New York

tragen so vielsagende Titel wie „Prophecy“, aber auch „Birth“ und „Three in Two“. Im Gegensatz zum späten Pollock gab Krasner ihren Arbeiten immer Titel, von der Literatur beeinflusst, die sie liebte. Schon 1957 zog sie ins ehemalige Atelier ihres Mannes, die Scheune in Long Island, und von nun an wurden ihre Arbeiten groß und größer. „The Eye is the First Circle“ (1960), schwer umrandete, braune und schwarze Kreisformationen, die über nicht grundierte Leinwand jagen, „Polar Stampede“ (1960), rhythmisch zerhackte biomorphe Formen, in stakkatohaftem Schwarz und hellem Braun sowie „Another Storm“ (1963) mit breiten, purpurnen Pinselschlägen auf weißem Grund wie Gischt in einem Blutstrom sind mehr als 2,50 Meter hoch und fast fünf Meter breit. Die 1,60 Meter große Lee Krasner, die ihre Leinwände immer zum Arbeiten an die Wand hängte, brauchte oft eine Leiter, um die oberen Passagen des Bildes zu erreichen.

Doch nichts beirrte sie. Als sie den rechten Arm brach, brachte sie sich das Malen mit links bei. Denn: „Malen ist wie Atmen.“ Natürlich gibt es auch kleinere Formate zu entdecken. Ende der Sechziger Jahre schuf sie vier Serien von Gouachen auf Howell-Bütten, die sie „Seed“, „Water“, „Earth“ und „Hiero-

glyphes“ nannte und die sowohl ihre Liebe zur Natur, wie ihr Faible für alte Schriften widerspiegeln. Das Hebräische hatte sie immer fasziniert, obwohl sie es weder lesen noch schreiben konnte, in ihren Kindergebeten aber zitieren gelernt hatte. Ab den frühen Siebzigern kam auch der Erfolg.

Große Ausstellungen in New York, in Washington, Houston, San Francisco machten sie national bekannt. Ihre umfassende Retrospektive im Museum of Modern Art in New York erlebte sie nicht mehr. Kurz vor der Eröffnung verstarb sie 76jährig 1984. Im letzten Raum der Schirn wird ein wunderbarer Film mit Interviews mit Lee Krasner gezeigt, die ihr Leben lang für die Gleichberechtigung der Frau in der Kunst und für den Feminismus kämpfte. So ist sie nicht nur ein Vorbild für Künstlerinnen, die es heute leichter (aber nicht leicht!) haben, sie ist auch ein Beispiel, wie man sich durchsetzt in widriger Zeit, hinreißend in ihrer Willenskraft und Sturheit. ¶

Bis 12. Januar 2020

FARBE WALTER BEKENNEN OPHEY

Museum im Kulturspeicher Würzburg

1.11.2019 bis 19.1.2020

MUSEUM IM
KULTURSPICHER
WÜRZBURG

Oskar-Laredo-Platz 1 · 97080 Würzburg · www.kulturspeicher.de

Gefrierendes Lächeln

Karikaturen rund ums Klima im Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim

Von Renate Freyeisen



Den „Geflügelten Bleistift in Gold“ bekam Axel Bierwolf (Pima), „Flucht der Regenwürmer“

Karikaturen findet man in fast allen Zeitungen. Diese bildliche Form der Satire übertreibt bewußt, spitzt zu, verallgemeinert grob, verzerrt auch und nimmt dabei Stellung zu aktuellen Sachverhalten, zu Alltäglichem, zu politischen Strömungen, gibt vieles auch der Lächerlichkeit preis wie etwa die Physiognomie bekannter Persönlichkeiten. Nun kann der Besucher im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim sich mit einer Auswahl von 172 Werken aus dem beschäftigten, was 258 Zeichner aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zum Thema „Prima Klima“ eingereicht haben für die 20. Auflage des Deutschen Karikaturenpreises. Eine zehnköpfige Jury begutachtete mehr als 1 100 Werke. Eine Karikatur beschreibt gleich am Eingang deren Kriterien: „Wir sortieren erstmal alle aus, die nicht mit dem Fahrrad zur Preisverleihung kommen.“ Natürlich nicht ernst gemeint. Aber nach der Entscheidung der Jury wurde der „Geflügelte Bleistift

in Gold“ an Axel Bierwolf für seine „Flucht der Regenwürmer“ verliehen, dotiert mit 4000 Euro. Den 2. Preis erhielt Mock für „Neues Klima“, und den 3. KITTiHAWK für „CO 2“, ein überdimensioniertes Luxus-Flakon im Schaufenster, das zwei alte Frauen verächtlich kommentieren mit „Vergiss es! Das Zeug können wir uns sowieso nicht leisten“. Als witzige Newcomer-Karikatur wurde „Strohalm“ von Lahs ausgezeichnet. Ausgerichtet wird der Wettbewerb von der Sächsischen Zeitung Dresden und dem Weserkurier, unterstützt von DLF (Deutschlandfunk) und MDR Sachsen.

Das Thema Klima ist derzeit in aller Munde, doch einige Karikaturisten bezogen ihre Arbeiten nicht unbedingt auf den Klimawandel. Da ging es auch um das zwischenmenschliche Klima, um lächerliche Anstrengungen, seinen Beitrag zur Rettung der Welt zu liefern, etwa um umweltbewußte Kreuzfahrttouristen oder eine Familie, die mit einer Airline fliegt,

Einen „Geflügelten Bleistift in Silber“ gab es für Mock aus Bremen, „Neues Klima“



die veganes Essen anbietet und Brechtüten aus Recyclingpapier bereithält. Aber auch um grobe Mißverständnisse geht es, etwa wenn das Plenum im Weltklimarat bei dem Beitrag „5 vor 12“ annimmt, jetzt könne man in die Mittagspause, wenn die Fahrzeuginnenreinigung als „Genderwahn“ abgelehnt wird oder wenn die Bayern im Schnee ersticken, weil der Russ' den Wetterbericht gehackt hat (Greser & Lenz aus Aschaffenburg), oder Trump beim Paris-Besuch und dem Blick auf den Eiffelturm glaubt, die Franzosen machten jetzt Fracking mitten in der Stadt. Groteske Einfälle enthalten viele Karikaturen, etwa wenn ein Eisbär beim Eiscafé Venezia Asyl beantragt oder eine Frau seit dem Umstieg auf Sonnenenergie nur noch Sonnenmilch trinkt, wenn das Schild „Grillen verboten“ ein solches Insekt verschreckt oder wenn Pinguine zur Aufnahme in den Kühlschrank anstehen.

Auch daß der neue, grüne Vegan, das Zukunftsauto, mit sechs Liter Gemüsebrühe fährt, ist solch ein witziger Einfall. Häufig nehmen Karikaturisten die Bewegung „Fridays for future“ aufs Korn, so wenn bei „Fridays in future“ eine kleine Greta auf einer Eisscholle nach ihrer Mama schreit, wenn ein Tou-

ristendampfer mit dem Robinson-Club auf einer einsamen Insel landet, wo der einzige Bewohner Freitag „for future“ demonstriert, wenn ein Schulstreik-Wochenplaner für jeden Tag neue Demo-Themen anzeigt, wenn Greta „Mo-Fr for Future“ streikt, wenn sich zwei gegenüberstehen, von denen der Jüngere auf seinem T-Shirt stehen hat „I love Fridays for future“, während der Ältere bekennt „I hate Mondays for working“. Auch Trump, der Klimawandel-leugner, bekommt oft sein Fett ab, ebenso wie Leute, die sich über die Erderwärmung freuen und sie dabei verharmlosen und natürlich die dicken SUVs benutzen und dafür verquere Ausreden haben.

Die meisten Karikaturisten gehen zeichnerisch ans Werk, oft mit Übertreibung oder Vereinfachung der Figuren oder ihrer Deformierung, etwa mit Glubsch-äugen oder Riesennasen; einige liefern auch male-riche Sujets ab. Meist sind Karikaturen plakativ-farbig, wenige beschränken sich nur auf Schwarz-Weiß oder Grau. Wichtig ist die Akzentuierung auf wenig, die Konzentration auf einzelne Figuren oder Gegenstände. Nahezu immer gehört dazu ein kleiner Text, entweder in einer Sprechblase oder als Unterschrift, seltener spricht die Darstellung für sich. Manchmal erkennt man erst auf den zweiten Blick, was der Karikaturist mit seiner satirischen Bildaussage meint; allermeistens ist trotz scheinbar harmloser Darstellung der Inhalt, die Botschaft hinterhältig böse, politisch brisant, und sie soll immer zum Nachdenken anregen – denn so ganz lustig ist das meiste nicht. ¶

Bis 1. März 2020



„Fridays for future“ von Hauck & Bauer

Hafenhaus von Zaha Hadid in Antwerpen



Überragende Bauten

Brauchen wir neue Kracher in der Architektur?

Text und Fotos: Ulrich Karl Pfannschmidt

Der Vorsitzende einer Fraktion im Münchner Stadtrat hat vor einem Jahr über die langweilige Architektur der Neubauten in seiner Stadt geklagt. Es seien immer dieselben Architekten am Werk, mafiös untereinander verbunden, denen nichts einfalle. Die Betroffenen empörten sich pflichtgemäß. Was will die Stadt? Soll es revolutionärer, aufregender werden? Welche Richtung ist erwünscht? Morgenluft witternde Investoren begannen eifertig mit der Suche nach prominenten Architekten im Ausland, um frische Ideen in die Stadt

zu ziehen. Brauchen wir einen Kracher? So was kann gewaltig in die Hose gehen. Sogenannte Stararchitekten sind eine besondere Sorte, deren Geschäftsmodell eigenen Regeln folgt. So wie Kinder auf großen Plätzen zum Staunen der Passanten ein paar Tropfen Seifenwasser zu riesigen Blasen aufpumpen und farbig schillernd in der Luft taumeln lassen, so treiben es auch Stararchitekten. Ihre Ideen können nicht schräg und schrill genug sein. Ihr Ruf hängt an regelmäßiger Lieferung von exaltierten Plänen. Nur wer einen ununterbrochenen

Strom nie gesehener Konzepte produzieren kann, wird sich auf dem umkämpften Feld behaupten. Es geht darum, so auffällig wie möglich viel Luft zu verdrängen. Innovativ ist nicht genug, futuristisch muß es ein. Ob das Behauptete auch geliefert wird, ist nicht entscheidend, der bloße Anschein reicht. Ziel ist, das Unglaubliche, das Niedagewesene zu schaffen.

Ein wunderbares Beispiel ist der Turm des Burj Khalifa in Dubai. Mit 189 Stockwerken, einer Gesamthöhe von 829,8 Meter wird es zeitlang das höchste Gebäude der Welt sein, bis es ein anderes Projekt überholt, so wie es seinerseits andere unter sich gelassen hat. Man kann in Ruhe warten. Die Aussichtsplattform im 125. Stockwerk gewährt einen prachtvollen Rundblick von 360 Grad auf das Wasser des Persischen Golfs und den Sand Arabiens. In ihm stecken ein Hotel, Büros und Apartments, deren Mieten der Höhe des Turmes entsprechen. Der Turm spart weder Ressourcen noch Energie, von Nachhaltigkeit nicht die Spur. Der ökologische Fußabdruck ist gigantisch. Brauchen wir Türme?

Es geht auch niedriger, wie eine Meisterin des Ungewöhnlichen uns wieder und wieder gezeigt hat, Zaha Hadid. Sie schmückt ihre Projekte mit einer vollkommen neuen Bezeichnung für den Stil der Werke. Statt der Bezeichnung „Bubble-Architektur“ nennt sie ihn parametrisch, was besser klingt und nur die wenigsten verstehen. Immerhin steigert der Zusatz den Marktwert. Würzburg ist Glied des erlauchten Kreises von Städten, die in ihren Mauern Gebäude aus ihrem Büro bergen, der Begriff „von eigener Hand“ taugt hier wenig, weil ihre Ideen der Hilfe anderer Hände bedürfen, um Realität zu werden.

Der Anfang eines Stararchitekten ist schwer, er braucht einen ehrgeizigen Bauherrn, der wagt, von Abenteuerlust getrieben, das Wahnsinnsprojekt eines unbekanntem Architekten zu verwirklichen. Wenn das Bauwerk dann steht, in der Öffentlichkeit ordentliches Getöse erzeugt, sich als publikumswirksames Zeichen erweist, nimmt das Geschäftsmodell Fahrt auf. Mit wachsendem Ruhm des genialen Entwerfers wächst auch die Nachfrage nach seinen Entwürfen, die alle seine spezielle Handschrift zeigen müssen. Der Begriff „Signature Building“ drückt aus, was beabsichtigt ist. Der Ruhm des Architekten wirft seinen Widerschein auf den Investor, der so aus dem Dunkel der Anonymität ins Licht tritt, eine Win-Win Situation.

Der geteilte Ruhm ist das „Perpetuum mobile“ des Geschäfts. Den Preis zahlt die Umwelt, wie das Hafenhaus der Zaha Hadid in Antwerpen zeigt. Hier

wird das vorhandene, etwas biedere Gebäude der Hafenverwaltung geradezu vergewaltigt, um einen Aufreger zu schaffen. Statt das Haus auf den Platz zu erweitern, was einfach, aber unspektakulär wäre, wird über den Bau eine kantige Bubble-Blase gelegt, die einer grob geschälten, verbeulten Kartoffel gleicht. Im Hof des klassizistischen Blockes abgestützt, braucht sie einen zweiten, plastisch gestalteten Pfeiler vor dem Haus, um sich halten zu können. Es handelt sich um einen technischen Gewaltakt, der das Bestandsgebäude erhält, paradoxer Weise jedoch zugleich erdrückt und vernichtet. Die Maßstäblichkeit der Teile geht unter. Die Form der Kartoffel ist willkürlich, nicht im geringsten von der Funktion des Baus bestimmt, denn im Innern sind gewöhnliche Büros. Der Bau erzählt von Willkür, Gewalt und Rücksichtslosigkeit.

Natürlich geht es auch anders. Ein Beispiel, wie findig und ideenreich ein Bau in eine vorhandene Bebauung eingefügt werden kann, ist im Münchner Werksviertel zu sehen, entworfen von Otto Steidle und posthum von seinen Nachfolgern realisiert. Seit der Einweihung 2012 sind seine Flächen an Firmen aus der Medienwelt vermietet, was ihm den bezeichnenden Namen Medienbrücke eingebracht hat. Zwei 90 Meter lange, eiserne Fachwerkträger ruhen brückenartig auf zwei Pfeilern, die sich zu einer Höhe von 44 Metern erheben. Die Breite beträgt ungefähr 23 Meter. Der Blick von oben geht weit über die Dächer von München. Die Enden der Brücke schweben über den Dächern benachbarter Häuser. Eingänge, Treppen, Aufzüge und Leitungen in den zwei Pfeilern erschließen intelligent drei Brückengeschosse und ein darunter angehängtes Geschoß.

Etwa 7000 Quadratmeter Bürofläche sind entstanden. Der Bau überspannt ein sonst nicht bebaubares, kleines Grundstück und einen großzügigen, öffentlichen Raum, der landschaftlich gestaltet, auch eine offene, grüne Bodenfläche in die weithin versiegelte Umgebung bringt. Die Form des Baues ist ungewöhnlich, ebenso die direkte Überschneidung von Neubau und Baubestand. Das Innere ist ohne tragende Bauteile geprägt durch flexibel teilbare Nutzflächen, die mit einer Raumhöhe von 3,80 Meter von Licht geflutet werden. Brückenkonstruktion und Fassaden sind in allen Teilen klar ablesbar und verständlich gebildet. Die Materialien, Beton für die Pfeiler, Stahl für die Brücke und Glas für die transparente Außenhaut liegen offen zutage. Sie passen zu ihren Funktionen und erzeugen einen filigranen und eleganten Eindruck.

„Medienbrücke“, München, Steidle Architekten

Der Bau setzt einen neuen, überzeugenden Maßstab in die weniger erhabende Architektur des Umfeldes. Er überzeugt durch logische Konsequenz in der Durcharbeitung von der Entwurfsidee bis zur Vollendung.

Es handelt sich einfach um gute Architektur, die zu recht mehrfach mit Preisen ausgezeichnet wurde. Davon könnte es gern mehr geben. ¶





Entlarvender Leichenschmaus

Letzter Wille von Fitzgerald Kusz im Theater Chambinzky

Text: Heide Dunkhase Foto: Dietmar Modes

Dialekte sind Delikatessen. Da wird noch mit dem Ohr gegessen, schreibt der fränkische Dialektdichter Fitzgerald Kusz auf seiner Website. Er betont, daß seine Stücke und Gedichte „Mund-Art“ seien, und in der Tat hat er die fränkische Mundart zu einer Literatursprache gemacht. Als er 1968 die Verfilmung von Martin Sperrs Volksstück Jagdszenen in Niederbayern sah, wurde ihm bewußt, was man mit dem Dialekt alles ausdrücken kann. Fitzgerald Kusz begann mit Gedichten, im Rundfunk gesprochen und vom Studio Franken gesendet. Es folgten Hörspiele, für eines erhielt er 1975 den Hans-Sachs-Preis. „Da waren die ersten Dialoge da“, wie er sagt.

Die logische Entwicklung ging zum Volksstück, und so wurde 1976 *Schweig, Bub!* in Nürnberg uraufgeführt. Ein Riesenerfolg! Allein in Nürnberg stand das Stück bis 2010 auf dem Spielplan und wurde 730 Mal aufgeführt, außerdem in 13 deutsche Dialekte übertragen. Seitdem hat er zahlreiche Stücke und Gedichtbände veröffentlicht, für alle gilt: Sie müssen „mit dem Ohr gegessen“ werden.

Eine Kostprobe kann man zur Zeit im Theater Chambinzky in Würzburg genießen, gleichsam ein Geschenk des Theaters zum 75. Geburtstag von Fitzgerald Kusz (17.11.2019). Nach 2001 steht dort abermals „Letzter Wille. Ein Leichenschmaus in fünf Akten“ auf dem Programm, wieder inszeniert von Hermann Drexler, der übrigens auch für die Inszenierungen von *Schweig, Bub!* aus den Jahren 2004 und 2008 zuständig war.

Abgesehen von Fitzgerald Kusz' ausgeprägtem, teils liebevollen, teils scharfen Humor, haben die Stücke durchaus auch in der Anlage etwas gemeinsam: Eine Familie ist aus einem familiären Anlaß versammelt, bei dem die Masken fallen und die bürgerliche Fassade bröckelt, in „*Schweig, Bub!*“ ist es eine Konfirmationsfeier, in „*Letzter Wille*“ ein Leichenschmaus, beides Rituale, die fest im bürgerlichen Leben verankert sind, dort ein Initiationsritual (Zitat Kusz), hier ein Übergangsritual (Leichenschmaus).

Den Leichenschmaus gibt es unter den unterschiedlichsten Namen schon seit Urzeiten, er ist das am weitesten verbreitete Ritual nach Begräbnissen und soll den Hinterbliebenen signalisieren, daß das Leben nach dem Abschiednehmen von den Verstorbenen weitergeht, positive Erinnerungen wecken,

Spannung abbauen, Trost spenden. Nicht von ungefähr ist eine von vielen Bezeichnungen für diese Veranstaltung „Tröster“.

Von solch wohlmeinenden Absichten kann in dem Stück *Letzter Wille* nicht die Rede sein, es handelt sich um einen Leichenschmaus der besonderen Art. Denn hier geht es nicht um Trost und Besinnung oder um liebevoll erinnerte Anekdoten aus dem Leben der gerade beerdigten Tante Martha, sondern um Häme und Mißgunst innerhalb der hinterbliebenen Familie, um lange unterdrückte Spannungen, bei Familienfesten nicht selten, vor allem aber um die erwartete Erbschaft. Zwischen Marthas Schwester Olga (Maria Schwab), ihrem Sohn Kurt (Wolfgang Stenglin) und ihrem Neffen Heinz (Thorsten Rock) entwickelt sich ein Wettstreit um die Frage: Wer ist der/die Gierigste? Denn keiner gönnt dem anderen etwas; nur in einem Punkt sind sie sich einig, daß nämlich Claudio (Jürgen Keidel), der angeheiratete Neffe, auf keinen Fall als Erbe in Frage kommt. Die unsichere Tochter Olgas (Christina von Gollitschek als Ursel) wird ebenso rüde beschimpft wie Kurts Ehefrau Siggie (Anne Hansen) und Heinz' Ehefrau Karin (Annette Eberlein), wenn sie versuchen einzulocken. Überhaupt wird das Bild einer trauernden Familie satirisch verzerrt und mit bitterbösem Humor ad absurdum geführt.

Aber es kommt, wie es kommen muß! Der gutwillige Hausmeister Rau (Jürgen Schuhmann), von den Streitenden herablassend und verächtlich behandelt, kommt am Ende zu einem bescheidenen Legat, Claudio erbt den Löwenanteil, und Tante Martha erweist sich als würdiges Mitglied dieser mißgünstigen Familie, indem sie per Video aus dem Jenseits eine hämische Botschaft an die Hinterbliebenen sendet.

Diese mit Elan und Schwung von Hermann Drexler inszenierte und von den Schauspielern mit großer Spielfreude aufgeführte Komödie, in der die zahlreichen Bösartigkeiten teils lautstark, teil giftig ausgeteilt werden, wird vom Publikum mit großer Begeisterung und langanhaltendem Beifall aufgenommen und durch den Dialekt zu einer Delikatesse, „mit dem Ohr gegessen“.

Spaßgesellschaft

Verdis Oper Rigoletto am Mainfranken Theater in Würzburg

Text: Renate Freyeisen Foto: Nik Schölzel

Eine von Männern dominierte Spaßgesellschaft, in der Frauen nur Objekte zum Vergnügen sind, führt die Inszenierung von Giuseppe Verdis Oper „Rigoletto“ am Mainfranken Theater Würzburg eindringlich vor Augen. Der Stoff enthält unübersehbar beißende Sozialkritik. Kein Wunder, daß die Vorlage, Victor Hugos Stück „Le roi s’amuse“ von der Zensurbehörde verboten wurde und Verdis Librettist Francesco Maria Piave das Ganze entschärfte und ins unverfängliche Mantua versetzte. Daß so etwas zu jeder Zeit und überall geschehen kann, wo sich Herrschende alles herausnehmen und ihnen eine willfährige Gesellschaft zujubelt, solange es sie nicht direkt betrifft, ist hier exemplarisch zu verfolgen.

Wohl auch deshalb hatte Regisseur Markus Trabusch die Handlung zusammen mit seiner Ausstatterin Susanne Hiller in eine unbestimmte Jetzt-Zeit versetzt; da wird ausgelassen hinter Milchglasscheiben eine wilde Party gefeiert, und der oberste Womenizer, der

Duca, erholt sich davor erschöpft vom Trubel, bis er sich an die nächste Frau ranmacht. Eine Gestalt aber in diesem amüsanten Treiben, der dickliche, weiß geschminkte und gekleidete Narr Rigoletto, paßt nicht so ganz in diese Gesellschaft, biedert sich ihr aber an als Unterhalter. Deshalb verspottet er mit den anderen auch den abgerissenen Outsider Monterone, als der die Vergewaltigung seiner Tochter durch den Duca beklagt und Rigoletto und die ganze Männerbande verflucht. Der Narr aber hatte seine Tochter Gilda in seiner karg eingerichteten Wohnung versteckt, die sich in einen angeblichen Studenten, in Wirklichkeit den Duca, verliebt hatte. Rigoletto aber beteiligte sich am nächsten „Scherz“ der vergnügungssüchtigen Männerbande, der nächtlichen Entführung einer Frau. Daß ausgerechnet Gilda verschleppt wurde, merkte er, weil er getäuscht wurde, zu spät. Sie landete im Bett des Duca, bekräftigte aber trotz allem ihre Liebe zum Verführer; da reifte in Rigoletto der Plan zur Rache: Er heu-

erte einen Auftragskiller, Sparafucile, an; doch der ermordete in einer dunklen Gewitternacht in einer Gastwirtschaft am Fluß nicht den Duca, sondern Gilda, die sich für den Geliebten opfert. Der Fluch hat sich also erfüllt. Gilda entschwindet in den Himmel und Rigoletto hält den Geist seiner toten Ehefrau in den Armen. Was mag da früher geschehen sein, denn die erscheint als stumme Beschützerin oder als Mahnung immer wieder in entscheidenden Momenten. Den drastischen Realismus der Handlung überhöhte die Inszenierung durch magische Elemente. So wirkten die Genossen des Duca bei ihren nächtlichen Spaßaktionen wie Clowns-Gespenster; Rigoletto erinnerte in seiner Rachsucht an einen wütenden Drachen, und die hinzuerfundene Figur der toten Mutter, die irrlichternd herumgeistert, ließ an eine gespenstische Vorausdeutung auf ein schlimmes Ende hin denken. Gilda ist laut Trabusch „eine starke Persönlichkeit“, die auf der Suche nach Identität immer wieder auf dem Namen beharrt, denn sie kennt weder den ihres Vaters noch den ihrer Mutter, lediglich der Geliebte hat ihr einen, allerdings falschen genannt, und den besingt sie voller Glück in ihrer berühmten Arie „Caro nome“. Ein tragischer Fehlschluß.

Die Dramatik der Handlung aber spiegelt sich auch in der Musik wider. So arbeitete das Philharmoni-

sche Orchester unter Enrico Calesso die scharfen Kontraste deutlich heraus zwischen düsteren Motiven, oberflächlicher Heiterkeit, Innigkeit und tief empfundener Verzweiflung. Und mit Federico Longhi hatte die Aufführung einen unglaublich ausdrucksstarken Rigoletto, erschütternd in seiner Verblendung, anrührend in seiner allerdings erstikenden Sorge um die Tochter, verzweifelt über die Niedertracht seiner Kumpane, die er als „Sklaven“ beschimpft, und am Schluß niedergeschmettert, daß all sein vermeintliches Glück durch ihn selbst zerstört wurde; dies alles wurde getragen von seinem kraftvollen Bariton, der noch die kleinste Gefühlsmuance zu gestalten wusste. Dass Gilda sich in den Duca verliebte, schien nicht verwunderlich, denn Roberto Ortiz war genau der Typ eines schönen, sanft verführerischen Charmeurs, und sein angenehm heller, höhensicherer Tenor unterstützte diese Wirkung noch, etwa in seinem berühmten Schlager „La donna e mobile“. Als Gilda entzückte Akiho Tsujii mit ihrer naiv-unschuldigen Ausstrahlung und mit ihrem fein glänzenden Sopran, der Spitzentöne und Koloraturen herrlich locker bewältigte. Auch die übrigen Rollen waren bestens besetzt, höchstens dem Monterone des Kosma Ranauer hätte man für den alles vernichtenden Schwur mehr dunkle Kraft gewünscht. Langer Beifall! ¶



Spaßgesellschaft bei „Rigoletto“: Mathew Habib, Federico Longhi, Kosma Ranauer sowie Damen und Herren des Chores

Winterlese - von der Liebe zu Büchern

Literatursoiree mit unabhängigen Verlegern im Theater am Neunerplatz

Text und Foto: Heide Dunkhase



Die unabhängigen Verlegerinnen und Verleger und ein Schauspieler im Theater am Neunerplatz in Würzburg.

Diese literarische Soiree fand am 22. November 2019 im Theater am Neunerplatz statt, und was zunächst vielleicht etwas trocken klang (unabhängige Verleger?), entpuppte sich rasch als gar nicht trocken, sondern als äußerst heiterer, spannender, ja anregender Abend, eine neue Art Bücher vorzustellen – und sicher auch zu verkaufen! Was sind unabhängige Verlage oder Verleger? Es handelt sich hier um die Unabhängigkeit von publizistischen Konzernen wie zum Beispiel Random House/Bertelsmann, dem allein 47 Verlage angehören. Seit 2000 fördert die Kurt Wolff Stiftung

zur Förderung einer vielfältigen Verlags- und Literaturszene kleinere, eben von großen Konzernen unabhängige Verlage und stellt sie zum Beispiel bei der Frankfurter Buchmesse in einem gemeinsamen Buchkatalog vor. Aber nicht nur das. In Bad Merxheim findet seit 2017 ein Büchermarkt einiger dieser Verlage statt, auf dem sie ihre Neuerscheinungen präsentieren. Diese Frankfurter Buchmesse im Kleinen firmiert unter dem Namen „Winterlese“. Angeregt von Elisabeth Stein-Salomon von der Akademischen Buchhandlung Knodt, beteiligten sich in diesem Jahr die Würzburger Buchhandlung

gen Dreizehneinhalb, Knodt, Neuer Weg und Schöningh an der „Winterlese“, indem sie neun Verlegern in einer Literatursoiree die Gelegenheit gaben, ihre Zuhörer auf eine literarische Entdeckungsreise zu schicken. Eine Liste der vorgestellten Verlage und Bücher liegt in den vier genannten Buchhandlungen aus, Daß diese Entdeckungsreise Akteure wie Publikum gleichermaßen begeistert, liegt sicher auch an der lockeren und brillianten Moderation von Beatrice Faßbender vom Berenberg Verlag Berlin und den wunderbaren Lesungen von Rainer Appel, einem Schauspieler, der, wie Beatrice Faßbender sagt, „in Würzburg weltberühmt“ ist.

Die Präsentation der einzelnen Verlage folgt dabei folgendem Schema: Auslosung der Reihenfolge (Rainer Appel fungiert hier als „Lottofee“) - Vorstellung des Verlags in einem kurzen Gespräch zwischen Verleger und Moderatorin - Lesung aus einem Buch des jeweiligen Verlags. Die erste Frage an die Verleger gilt immer dem Verlagslogo. Beim Picus Verlag Wien zum Beispiel ist es ein Specht (lat. picus), und die Zuhörer erfahren nun, daß Picus nicht nur einer der ältesten Könige der römischen Sage war, sondern auch ein bedeutender Seher, der aus Liebe zu seiner Frau Pomona dem Werben der Magierin Circe widerstand, die ihn deshalb in einen Buntspecht verwandelte, ohne ihm seine prophetische Gabe zu nehmen. Oder Manfred Metzner vom Verlag Das Wunderhorn Heidelberg („In Heidelberg liegt die Poesie auf der Straße“, wie er sagt) erklärt, daß Name und Logo sich auf die Erstausgabe von Achim von Arnim und Clemens Brentanos Volksliedsammlung „Des Knaben Wunderhorn“ von 1805 beziehen und die Verbundenheit mit der deutschen Romantik zum Ausdruck bringen sollten, als der Verlag 1978 gegründet wurde.

Die Verleger charakterisieren anschließend die bzw. einige Schwerpunkte ihres Verlages, wobei die Zuhörer auch Hintergründe und Einzelheiten aus dem Verlagsleben erfahren, die sonst nicht zur Sprache kommen. Helga Schuster zum Beispiel, vom Verlag Matthes & Seitz Berlin stellt die Reihe „Naturkunden“, vor, die von Judith Schalansky herausgegeben wird: „Bücher, die schön wie die Natur sein sollen, keine Fachbücher, aber klug“. Judith Schalansky, so hören wir, setze sich akribisch auch für die perfekte Gestalt dieser Bücher ein, bis hin zur genauen Nuance der Farben.

Das Verlegerehepaar Barbara und Stefan Weidle vom Weidle Verlag hingegen publiziert seit einigen Jahren jeweils ein Buch zum Gastland der Frankfurter Buch-

messe. Dazu bereisen sie das entsprechende Land (das hat sie bis nach Georgien geführt, in diesem Jahr „nur“ nach Norwegen), um es kennenzulernen und ihr Wissen und ihre diesbezüglichen Erfahrungen dann an ihre Leser weitergeben zu können. Schon diese wenigen Beispiele verdeutlichen, daß die Verleger mit ihrer ganzen Person hinter ihren Produkten stehen und welch ein Ereignis ein besonders erfolgreiches Buch ist.

Die an diesem Abend vertretenen Verlage legen es nicht auf Bestsellerproduktion an, natürlich aber herrschen Begeisterung und Freude, wenn, wie in diesem Jahr, eine Nobelpreisträgerin und ein Büchnerpreisträger in ihrem Haus verlegt werden. Olga Tokarczuk erhält rückwirkend für 2018 in diesem Jahr den Nobelpreis für Literatur, was Helga Schuster von Matthes & Seitz mit den folgenden Worten kommentiert: „Ich habe selten so wenig Zeit und soviel Spaß bei der Arbeit gehabt.“ Der Wallstein Verlag Göttingen, einer der größeren kleinen unabhängigen Verlage, hat gar den diesjährigen Büchnerpreisträger Lukas Bärfuss im Programm, obwohl die Belletristik eher den geringeren Teil des Verlagsprogramms ausmacht. Dennoch, der vorherrschende Eindruck dieses Abends war nicht Genugtuung der Verleger über kommerziellen Erfolg, der sich natürlich mit bedeutenden Literaturpreisen einstellen wird, sondern die Liebe zu ihren Büchern, der Wunsch, den Lesern von ganz verschiedenen Standpunkten aus ein Produkt an die Hand zu geben, das sie bereichert, so daß man am Schluß nur Thedel von Wallmoden vom Wallstein Verlag zustimmen kann, der einen bekannten Aphorismus Georg Friedrich Lichtenbergs (1742-1799) leicht abgewandelt zitiert: „Wer zwei Paar Hosen hat, mache eins zu Geld und schaffe sich alle die heute vorgestellten wunderbaren Bücher an.“

»Vernehmlich wird, was nicht vergeblich ist«

elazar
BENYOËTZ
kolja
LESSING

LESEKONZERT

am 29. Januar 2020
um 20:00 Uhr

im Toscanasaal der Residenz Würzburg
mit Musik von J. S. Bach, Max Reger, Tzvi Avni,
Paul Ben-Haim und Eugene Ysaye

Eintritt 5,- Euro
(Verkauf an der Abendkasse)

K&N
KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN

 **STADT
WÜRZBURG**



BÜRGERSPITAL
W Ü R Z B U R G



WEIN & GENUSS 2020

13.2. Wein & Schokolade

6.3. Freitagsprobe
Spezial

Wein- 21.3. 14.3. Weinprobe
Schlendern Royal

23.4. Riesling-Probe

3.+4.4. Kelterhallen-
Weinfest

www.buergerspital.de/weinevents

Bürgerspital Weingut

Theaterstraße 19 · 97070 Würzburg · Telefon 0931 3503-441



STAATLICHER
Hofkeller
W Ü R Z B U R G
SEIT 1128



Wer genießen kann,
trinkt keinen Wein mehr,
sondern kostet
Geheimnisse.

Salvador Dalí

Freuen Sie sich auf **genussvolle Momente**, auf **inspirierende Begegnungen** und **stimmungsvolle Events** rund um den **Wein** in unserem **4557 m² Kellerlabyrinth**.



STAATLICHER HOFKELLER WÜRZBURG
RESIDENZPLATZ 3 | 97070 WÜRZBURG | T: 0931 30509 27
www.hofkeller.de



**Verbundenheit
ist einfach.**



Wenn man einen
Finanzpartner hat,
der Vereine und Projekte
in der Region fördert.

gut-fuer-mainfranken.de

 Sparkasse
Mainfranken Würzburg

Short Cuts & Kulturnotizen

Der **Meefisch-Pokal** für den besten Beitrag beim Bilderbuch-Illustrationspreis der Stadt Marktheidenfeld geht an **Magdalena Skala**. Die Künstlerin, die in Würzburg studiert, bekam den Preis für ihr „Sachen: Mein 200-Bilder-Buch“. Die Graphik-Design-Studentin kann sich über 2000 Euro Preisgeld und die Veröffentlichung ihres Buchprojekts beim Projektpartner des Meefisch, dem Arena Verlag aus Würzburg, freuen.

Im Rahmen einer Midissage wurde auch der von den Besuchern gewählte **Publikumspreis** verliehen. Die meisten Besucherstimmen erhielt das Bilderbuchprojekt „Die Berglinge“ von **Maren Amini** aus Hamburg, welches mit 500 Euro honoriert wurde.

In Kooperation mit dem Würzburger Kinder- und Jugendbuchverlag Arena verlieh die Stadt Marktheidenfeld den über die Grenzen Deutschlands bekannten „Meefisch-Pokal“ bereits zum achten Mal.

Die Organisatoren erhielten über 100 Bewerbungen aus dem gesamten Bundesgebiet, dazu Beiträge aus der Schweiz und Österreich, Liechtenstein und Belgien.

Die 18 Bilderbuchprojekte der Finalistenausstellung sind noch bis zum 29. Dezember im **Kulturzentrum Franck-Haus** in **Marktheidenfeld** zu sehen.

[as]

Alljährlich werden in Unterfranken und Bayern die besten Pressefotos gesucht, gefunden und die prämierten Werke in Ausstellungen und auchbarer Münze gewürdigt. Unser **nummer**-Redaktionsmitglied **Achim Schollenberger** darf sich beim Wettbewerb „**Pressefoto Unterfranken 2019**“ über den Preis der Stadt Würzburg freuen.

Die Siegerbilder plus weitere Fotos, auch die aus ganz Bayern, darf man bestimmt im kommenden Jahr wieder in Würzburg sehen. Und wie die Schau in diesem Jahr im Foyer der Sparkasse Mainfranken dürfte sie ein breites Publikum anziehen.

[sum]

Bis 2. Februar 2020 ist die Ausstellung „**Reiz der Ruine**“ im **Martin von Wagner Museum** der Universität Würzburg, Residenzplatz 2, Südflügel, 2. Stock, zu sehen. Sie zeigt, wie sehr die beiden Graphiker **Robert Reiter** (* 1932) und **Kevin Fletcher** (*1956) im Banne des bedeutenden italienischen Kupferstecher und Baumeisters Giovanni Battista Piranesi (1720-1778) stehen, dessen wuchtig-plastische Blätter von den Überresten antiker Architekturen bis heute beeindruckend. Geöffnet: Di-Sa 10-13.30 Uhr, So von 10-13.30 Uhr, Mo geschlossen.

[sum]



2020!
Aufbruch zu neuen Welten.

Professorium - Galerie für Zeitgenössische Kunst
Basis: Malerfürstentum Neu-Wredanien
Innere Aumühlstraße 15-17, 97076 Würzburg
Tel.: 0931-41 39 37

Anzeige

Wäsche & Mode hautnah!



Schmalzmarkt 5 · Würzburg
0931-5 23 04
waeschegraf@t-online.de
www.waeschegraf.de


ROSA FAIA
BEAUTYFULL



Wir führen BHs in den Größen 65 – 110, CUP A - K

Unsere Kunden schätzen die kompetente, persönliche Beratung. Sie sind begeistert von unserem individuell zusammengestellten Sortiment an Dessous und Sport-BHs, Bademoden, Homeware und Bademänteln, Tag- und Nachtwäsche für Sie und Ihn.

30. Januar bis 2. Februar 2020



46.
**Internationales
Filmwochenende
Würzburg**